



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Texas als Staat in die Union festgesetzten Bedingungen und Bestimmungen auch die geeignete Handhabung bieten.

Selbstverständlich handelt es sich bei der Prohibitionsbewegung nicht nur um moralische und ethische Fragen, sowie um politische, wie es der Zusammenhang mit dem Steuer- und Abgabewesen mit sich bringt und wie es unter anderem auch das texanische Staatsteilungsprojekt zeigt, sondern es handelt sich dabei auch nicht zum wenigsten um schwerwiegende materielle Interessen.

Im Gegensatz zu dem in Deutschland vorherrschenden Stande der Dinge, wo jede kleine Stadt, ja manche Dorfschaft ihre eigene Brauerei hat, herrscht in den Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Brauindustrie fast ausschließlich der konzentrierte Großbetrieb vor. In dieser Industrie sind aber in der Union ganz ungeheure Werte angelegt, Werte, welche bei der Einführung der Staatsprohibition mit einem Federstriche vernichtet werden würden. Sind doch Milwaukee und St. Louis — trotz München — die größten Braustädte der Erde, und haben doch selbst im fernen Westen einige Städte — wie beispielsweise das schöne alte San Antonio — eine Stadt von über 100 000 Einwohnern — Braubetriebe aufzuweisen, die Tausenden von Menschen die Existenzbedingungen liefern. All diesen Tausenden würde aber einfach die Existenzberechtigung durch Majoritätsbeschluß wegdekretiert, wenn es den Prohibitionisten gelänge, bei der aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehenden Volksabstimmung die Mehrheit zu erzielen!

Man sieht, zu welchen Ungeheuerlichkeiten das an sich richtige demokratische Prinzip der Majoritäts-Herrschaft in der Übertreibung nicht nur theoretisch führen kann, sondern in dem vielgerühmten „Land der Freiheit“ tatsächlich geführt hat, fortwährend führt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch weiter führen wird!

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 2. Juli 1910.

Die neuesten Veränderungen an leitenden Stellen.

Dem neulich hier besprochenen Ministerwechsel ist eine neue Serie von Veränderungen gefolgt, deren allgemeine Bedeutung nicht noch einmal auseinandergesetzt zu werden braucht, weil es sich um die Ausführung desselben Grundgedankens handelt. Dagegen ist über die Persönlichkeiten der scheidenden und der kommenden Männer einiges zu sagen.

Daß Herr v. Rheinbaben als Finanzminister gehen sollte, lag keineswegs in dem ursprünglichen Plan des Ministerpräsidenten. Aber der Finanzminister selbst hielt, als durch den Einzug des Herrn v. Schorlemer in das Ministerium das Oberpräsidium der Rheinprovinz frei wurde, den Augenblick für gekommen, sich auf einen ruhigeren Posten zurückzuziehen, der seinen besonderen Wünschen entsprach. Das kann man durchaus verstehen und würdigen, und es ist mindestens richtiger, als wenn man die Amtsmüdigkeit des Herrn v. Rheinbaben aus dem Unbehagen über die Angriffe des Herrn v. Gwinner im Herrenhause oder aus

getäuschten Hoffnungen auf höhere Ziele persönlichen Ehrgeizes erklärt. Denn Herr v. Gwinner ist keineswegs so unbestritten als Sieger aus dem bekannnten Redebuell hervorgegangen, wie es in liberalen Blättern ausgeschrien wird, und wenn Herr v. Rheinbaben wirklich ehrgeizige Hoffnungen hegen sollte, so hindert ihn nichts, sie weiter zu hegen. Eine andere Frage ist, ob nicht politische Momente vorhanden waren, die Herrn v. Rheinbaben den Entschluß, aus seinem Amte zu scheiden, ebenso erleichterten, wie Herrn v. Bethmann Hollweg den Entschluß, ihn ziehen zu lassen. Das schließt ja nicht aus, daß der Ministerpräsident die Verdienste und Fähigkeiten seines Kollegen voll anerkannte und vielleicht auch anfangs in durchaus ehrlicher und freundschaftlicher Weise ihn von seinen Rücktrittsabsichten zurückzubringen versuchte. Wenn aber Herr v. Bethmann wirklich, wie ihm zugeschrieben worden ist, das Ministerium rekonstruieren wollte, um jetzt mit voller Absicht in die Bahnen des schwarz-blauen Blocks einzulenken, dann mußte er viel größere Anstrengungen machen, um Herrn v. Rheinbaben im Amte zu halten. Denn dieser war unter den Ministern zweifellos die Persönlichkeit, die sich des größten Vertrauens der Konservativen erfreute. Es gab unter den hohen Staatsbeamten, die als politische Führer, nicht bloß als tüchtige Ressortchefs in Betracht kommen konnten, tatsächlich niemand, dessen wirklich staatsmännisches Denken so sehr auf einer Grundlage aufgebaut war, die in ihrem Kern und Wesen durchaus den Grundsätzen der konservativen Anschauung entsprach. Das fühlten auch die konservativen Parteimänner heraus, die Herrn v. Rheinbaben volles Vertrauen schenkten, obwohl er durchaus kein Agrarier war und bei der Finanzreform ihnen so geschickt und überzeugend entgegentrat wie kaum ein anderer. Einen solchen Mann gehen zu lassen, wenn man wirklich mit der konservativen Partei regieren will, wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, und auch Herr v. Rheinbaben selbst hätte trotz seiner erklärlichen Sehnsucht nach dem Rhein den Augenblick für seinen Rücktritt schlecht gewählt, wenn er durch sein Bleiben einem Regierungssystem, das ihm sehr sympathisch sein mußte, einen unleugbar großen Dienst erweisen konnte. Aber die Sache lag eben nicht so. Parteirücksichten kamen bei der Zusammensetzung des Ministeriums überhaupt nicht in Frage. Darum brauchte Herr v. Rheinbaben nicht zu zögern, als sich ihm eine angenehme Gelegenheit zur Erfüllung persönlicher Wünsche bot, und auch Herr v. Bethmann brauchte sich bei den Rücksichten, die die Höflichkeit für den verdienten Kollegen gebot, nicht allzu lange aufzuhalten, sondern erkannte die Notwendigkeit, die Gelegenheit im Sinne seiner Politik auszunutzen.

Wie das geschehen konnte, war klar. Herr v. Bethmann war wegen der Herren v. Dallwitz und v. Schorlemer wütend angegriffen worden. Diese Auffassung wurde ad absurdum geführt, wenn jetzt der Vertrauensmann der Konservativen ging und ein gemäßigter Liberaler an seine Stelle gesetzt wurde. Freilich ist auch der neue Finanzminister Lenke nicht Parteimann. Wir haben ja auch schon kürzlich zu zeigen versucht, daß es unmöglich sein würde, einen ausgesprochenen liberalen Parteimann ausdrücklich in dieser Eigenschaft in das Ministerium zu rufen. Aber der bisherige Oberbürgermeister von Magdeburg ist keinesfalls ein Mann, der irgendwie für den schwarz-blauen Block in Anspruch genommen werden kann, vielmehr in seiner politischen Denkweise den Nationalliberalen nahe steht. In den Augen der Fortschrittler hat der neue Minister schon einige häßliche Flecken, denn er hat sich einmal entschieden gegen die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf die Gemeinden ausgesprochen und ist neulich im Herrenhause Herrn v. Rheinbaben gegen Herrn v. Gwinner beigeprungen. Aber trotzdem müssen die ehrlichen Leute auch auf der linken Seite eingestehen, daß das Schema, wonach die neuen

Männer im Ministerium schwarzblau angemalt werden sollten, umgeworfen worden ist.

Einen weiteren Beweis von Zielbewußtsein in der Auswahl seiner Mitarbeiter und zugleich von Festigkeit nach verschiedenen Seiten hin hat Herr v. Bethmann Hollweg gegeben, indem er anläßlich des Rücktritts des Fürsten Radolin die Ernennung des Staatssekretärs v. Schoen zum Botschafter in Paris und seine Ersetzung durch Herrn v. Kiderlen-Wächter, den bisherigen Gesandten in Bukarest, vom Kaiser erlangte. Es waren da, wie Eingeweihte wissen, mancherlei in den persönlichen Verhältnissen liegende Hindernisse zu überwinden. Herr v. Schoen ist vielfach scharf angegriffen worden, mindestens in übertriebener Weise und sachlich zu Unrecht. Das Korn Wahrheit, das in diesen Angriffen zu suchen ist, läßt sich wohl darin erkennen, daß Herr v. Schoen nicht aus dem harten Holze geschnitzt war, wie es die erste Stütze und der Stellvertreter des Reichskanzlers in der Leitung der auswärtigen Politik, der für die formale Handhabung dieser Geschäfte verantwortliche Beamte, besonders in diesen Zeitläuften wohl hätte sein müssen. Darum kamen seine wertvollen Eigenschaften auf diesem Posten nicht genügend zur Geltung. Obwohl vielfach erfolgreich, fand er in der öffentlichen Beurteilung doch nicht die verdiente Anerkennung, weil sein konziliantes Wesen dem allgemeinen Verlangen nach stärkerer Initiative in der auswärtigen Politik nicht sichtbar zu genügen wußte. Der Fall Mannesmann ist für ihn charakteristisch. Er ertrug die ungerechtesten und gehässigsten Angriffe, weil er es für seine Pflicht hielt, der Sache, die seine Angreifer vertraten, trotz allem im vaterländischen Interesse mit den wirklich zur Verfügung stehenden Mitteln zu helfen. Das brachte ihm nicht Dank ein, sondern trug im Gegenteil am meisten dazu bei, ihn bei der dreist irreführten öffentlichen Meinung persönlich zu diskreditieren. Es ist leicht zu erkennen, daß eine solche Persönlichkeit als Botschafter erfolgreicher wirken kann wie als Staatssekretär, zumal auf einem Boden, den er genau kennt und wo man ihm mit Vertrauen begegnen wird. Herr v. Kiderlen-Wächter ist unstreitig ein Mann, der den schwierigen Aufgaben des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes besser gerüstet gegenübersteht als sein Vorgänger. Eine in jeder Beziehung derbere Natur, ohne Draufgänger zu sein, wovor ihn ein scharfer, durchdringender Verstand schützt. Natürliche Eigenschaften, sowie die im diplomatischen Dienst — namentlich in bezug auf die Orientpolitik — gesammelten Erfahrungen geben die Gewähr, daß man seiner Tätigkeit als Staatssekretär mit den besten Hoffnungen entgegensehen kann. Auch diese Veränderungen also, die den auswärtigen Dienst betreffen, können, auch wenn man sich des Prophezeiens enthält, als ein Schritt beurteilt werden, zu dem man Herrn v. Bethmann Hollweg beglückwünschen kann.

Zur elsass-lothringischen Frage, die im Heft 26 unserer Zeitschrift behandelt wurde, erhalten wir eine ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmte Zuschrift, die wir aber mit Erlaubnis des Verfassers hier wiedergeben wollen, weil sie sich mit zahlreichen anderen Äußerungen gerade aus dem Königreich Sachsen deckt. Sie lautet:

„. . . Ich erlaube mir es als meine persönliche feste Überzeugung auszusprechen, daß die Einverleibung der durch den Frankfurter Frieden an Deutschland gekommenen französischen Landesteile in das Königreich Preußen nicht bloß das beste, sondern das einzig richtige Mittel sein dürfte, dem gegenwärtigen unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. An Maßregeln und Mittelwegen, die dem Elsaß-Lothringer den Besitzübergang genehm machen sollten, hat es nicht

gefehlt; sie haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt, weil mit Güte und Nachgiebigkeit weder dem Elsaß-Lothringer noch dem hinter ihm stehenden Franzosen beizukommen ist. Wenn sich Preußen der in den ersten Jahren sicherlich nicht beneidenswerten Aufgabe unterziehen wollte, die gegenwärtigen Reichslande zu einem integrierenden Teile seiner Macht zu machen, so würde die Sache mit einem Male wie von selbst gehen. Was Preußen in der Art an widerstrebenden Volksteilen zu leisten vermag, hat es in den Rheinlanden und in Thüringen, und auch in neuerer Zeit in Hannover und den sonst annektierten Landesteilen bewiesen. Der Artikel spricht vom Partikularismus und scheint sich von dessen Wesen einen nicht ganz richtigen Begriff zu machen. Wir wünschen nicht, daß Preußen sich in unsere kleinen inneren Verhältnisse einmische, wie das z. B. bei Gelegenheit der Schiffsabgaben der Fall gewesen ist, aber seine unbedingte Präponderanz und Hegemonie im deutschen Bunde sehen wir alle lieber wachsen als beeinträchtigt werden. Bayern und Württemberg freilich, denen es auf eine möglichste Balance zwischen Nord- und Süddeutschland ankommt, dürfte die Einverleibung im ersten Augenblicke nicht genehm sein; in den anderen deutschen Klein- und Mittelstaaten herrscht diese Art der Eiferjucht auf preußische Macht nicht, und ich bin überzeugt, daß man z. B. im Königreich Sachsen kaum etwas einzuwenden haben würde.

Man mache nur aus den beiden Reichslanden glattweg preußische Provinzen mit je einem Oberpräsidenten und damit basta. Eine veränderte Stimmenverteilung im Bundesrate brauchte mit der Einverleibung nicht verbunden zu sein. Elsaß-Lothringen ist erobertes Land; man hat damit vergeblich so umgehen wollen, als habe man bloß einen Zuwachs an im Grunde deutscher Bevölkerung vor sich. Da das nicht verfangen hat, so gehe man auf das Recht des Eroberers zurück und mache Elsaß-Lothringen preußisch. Unglücklich oder unfrei wird das Land dadurch nicht werden, aber deutsch, und das ist es gerade, was die Franzosen und mit ihnen die Mächtigen im Lande gern verhüten möchten. Und sollte der unerwartete Übergang Unzufriedenheit und Auflehnung veranlassen, so wird eine von der Not herbeigeführte fünfjährige Militärdiktatur die zu steifen Nacken brechen. Nur um Gottes willen Frankreich und dessen Verbündeten gegenüber keine Zitterfedern aufstecken; wenn sie nicht ohnehin den Krieg wollen und — dazu bereit sind, werden sie ihn wegen Elsaß-Lothringen nicht vom Zaune brechen.“

Dresden-N., den 29. Juli 1910.

G. Graf Holtzendorff

„Allein schon der Name **A. D. Weber** bürgt für die große Absatzfähigkeit des hübsch ausgestatteten Buches . . .“ ist ein Satz, den die Verlagsgesellschaft Weber-Haus zu Berlin auf einem grünen Zettel hat drucken lassen, um ein Buch des Gatten der ehemaligen Frau von Schönebeck zu empfehlen. Aus dem Inhalt des Buches, das „satirische Skizzen“ enthalten soll, fällt die Anpreisung auf, daß auch von der „Kokotte in ihren Abstufungen bis zur Grande Cocotte und der reisenden Baronin oder Gräfin —“ die Rede sein soll. Diese Ankündigung geht wohlverstanden in Tausenden von Exemplaren in die Welt zu einer Zeit, wo sich in Allenstein der vorlezte Akt eines erschütternden Dramas abspielt, in dessen Mittelpunkt die Person der Gattin des Herrn **A. D. Weber** steht. Nur die Ehe Webers mit jener kranken Frau hat seinen Namen in die Öffentlichkeit gebracht, nur der Allensteiner Prozeß ist daran schuld, wenn gegenwärtig „der Name **A. D. Weber** für die große Absatzfähigkeit des Buches bürgt!“ Wen Herr **A. D. Weber** mit seinem Namen beglückt, ist seine Sache, — aber hat der organisierte deutsche Buchhandel nicht die Möglichkeit, gegen solche Schädiger seines Ansehens Front zu machen? Muß sich der Buchhandel denn willenlos zum Ver-

breiter dieser Pest machen lassen, die von A. D. Weber ausgeht? Hier wäre eine Gelegenheit, den Hebel im Kampf gegen die Schundliteratur anzusetzen!

Freilich leicht ist es auch in diesem Falle nicht, aber es geht, wenn die Presse mit zugreift. Die gesamte deutsche Presse hat sich während des Prozesses in Allenstein auf das Beste bewährt. Selbst Blätter, die sonst gern jede Gelegenheit und jede Situation benutzen, um das Sensationsbedürfnis des Großstädters zu reizen, sind vor der Tragik der Vorkommnisse in Allenstein verstummt. Jeder gewissenhafte Zeitungsleser wird zugeben, daß unsre Presse in der Berichterstattung über den Prozeß in Allenstein Mustergültiges geleistet hat. Auch die wenigen Kommentare, die die Verhandlungen begleitet haben, sind in einer Weise zurückhaltend und zartfühlend geschrieben worden, daß man nur die größte Achtung vor der Leistung haben kann. Nur einer hat sich vergangen: Maximilian Garden. Was in den Gutachten der Sachverständigen angedeutet war, hat er in eine grobe Form gebracht, — hat er nicht etwa künstlerisch geformt. Was für Gebildete verständlich war, hat er für die „Masse“ des Schleierns entkleidet. Wozu? Heute steht ihm die Pose des Vaterlandsretters nicht! Zu durchsichtig zeigt sich die Gier nach klingendem Lohn, den ihm vielleicht Herr A. D. Weber streitig machen könnte! Sein Aufsatz, der hoffentlich endgültig der Einziehung verfällt, zeigt aber auch, wie tief die Phantasie dieses Mannes in demselben Schmutz sitzt, von dem er vorgab, das deutsche Volk befreien zu wollen.

J. Braun: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. II. Band.

Die Kirchen der oberdeutschen und der oberrheinischen Ordensprovinz. Mit 75 Abbildungen auf 18 Tafeln und 31 Abbildungen im Text. XVI und 390 S. 7,60 M. Freiburg 1910. Den in den letzten Jahren besonders zahlreich erschienenen Werken von Jesuiten über Einzelfragen der Geschichte ihres Ordens in Deutschland (so von Duhr, Riß, Dahlmann) reiht sich das zweibändige Werk von J. Braun an. Es stellt einen schätzenswerten Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts dar. Der erste Band, der die Kirchen der rheinischen und niederrheinischen Ordensprovinz behandelt und an das frühere Werk des Verfassers über die belgischen Jesuitenkirchen anschließt, ist schon früher in den „Grenzboten“ (1908, IV 514/5) nach Inhalt und Form eine klare und nüchterne Arbeit genannt worden. Dies Urteil gilt auch vom zweiten Band. Er betrachtet die Kirchen der Jesuiten auf dem großen Gebiet von Straubing bis Freiburg i. Schw. und von Amberg bis Trient, deren Entstehungszeit von den Ausläufern der Gotik im letzten Viertel des sechzehnten bis zum Muschelrokoko im achtzehnten Jahrhundert geht. Auf reichen Archivmaterialien und einer großen Literatur aufbauend, kommt das Buch zu vielen neuen, zum Teil überraschenden Ergebnissen. Da den Jesuiten bei ihrer Niederlassung fast nirgendwo Kirchen zugewiesen worden waren, stellen ihre Bauten fast überall einheitliche Zweckbauten dar, d. h. sie sind mit der Absicht gebaut, Volkskirchen zu schaffen für die praktische Aufgabe des Ordens (Predigt, Religionsunterweisung, allgemeiner Gottesdienst). Daher die architektonischen Eigenheiten, wie Einschiffigkeit, Fehlen des Querschiffs, seitliche Emporen (meist doppelgeschosfig), Betonung des inneren Schmucks vor dem äußeren. Dagegen erweist sich das stilistische Gepräge als nicht verschieden von der gleichzeitigen deutschen nichtjesuitischen Architektur. An einunddreißig Bauten, von denen die Münchner Michaelskirche die bedeutendste ist (für sie wird der vielumstrittene Friedrich Sustris endgültig als Erbauer nachgewiesen), wird durch eingehende Beschreibung und bildliche Darstellung alles Typischen überzeugend dargetan, daß „von einem Jesuitenstil keine Rede sein“ könne, „sondern höchstens

von einem Typus in bezug auf die Raumdispositionen und gewisse praktische bauliche Anlagen. Nicht die Jesuiten waren es, welche im Süden Deutschlands die Renaissance einführten und dann die Renaissance zum Barock werden ließen; . . . die Jesuiten gingen den Weg, der durch die Umgebung vorgezeichnet war“. Dafür zeugt wohl schon die unerwartete Feststellung, daß bei fast sämtlichen oberdeutschen Jesuitenkirchen die Jesuiten selbst nur die Bauherren, Architekten aber einheimische Nichtjesuiten waren und daß bei keiner derselben ein Italiener tätig war. Die Sprache des Buches ist klar und ruhig; Polemik ist ganz vermieden. Dr. H. Franz

Karl Hans Strobl: Cleagabal Kuperus. Als die Romantik in eine süßlich klingelnde Künstelei auszuarten begann und man sehnsüchtig nach den Klassikerbänden zurückgriff, entstand gemäß dem ewigen Entwicklungsgezet der fortwährenden Änderung der Naturalismus. Er gab uns die Wahrheit und Kraft wieder, die uns abhanden gekommen waren; dann benahm er sich allzu üppig und fiel in die Grube des Gewesenen. Ein gesunder Realismus, der sich im Schürfen des Psychologischen nicht genug tun konnte und heute bereits mit Angst in die Zukunft blickt, ward sein Erbe. E. T. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe, Gogol und andere, die die Welt lange Zeit mißachtete, erleben in unserer Zeit der Überproduktion Ausgaben und, was noch mehr gilt: Neuauflagen. Die Leser wollen eine bunte, phantastische Handlung, Seltsamkeit in der Steigerung der realen Dinge, den Reiz des Singerissenenseins, das Dionysische. Der Alltag grub sich selbst sein Grab; er schuf uns neue Wunder und darf nun nicht zürnen, daß wir an diese Wunder glauben. Wir sind mit einem Male mitten drin im Wunderbaren; was Jahrtausenden ein unerfüllter Wunsch war, es ist unser Besitz — wir fliegen. Wir haben wieder Menschen, die in Kühnheit neben uns wandeln; sie ziehen in Nacht und Eis und erobern die alte Erde. Unerbittlich, heldenstark, phantastisch und wild-dämonisch wie die Seele der Führer der Zeit und der Zukunft wird die Kunst werden, muß der neue Roman sein, denn der Roman ist, kraft seiner künstlerischen Möglichkeiten, das getreueste Spiegelbild jeder Zeit gewesen.

Wenn wir uns im deutschen Dichterkreis umschauen, so war außer einzelnen Versuchen und romantischen Nachempfindungen vom neuen Roman noch wenig zu spüren. Der Deutsch-Osterreicher Karl Hans Strobl, der Eigensten einer, wies fast allein auf diesen Weg, und auch das nur tastend, seiner inneren Triebkräfte noch nicht bewußt. In den Skizzenbüchern „Aus Gründen und Abgründen“, „Aus dem Alltag und von drüben“, in der Tycho de Brahe-Episode der „Baclavbude“, in seinen historischen Novellen, in seinem Verständnis für Mombert und Poe kündete sich bereits eine Phantasiwelt an, die Menschen und Vorgänge in zwei Welten zu verlegen weiß. In der vor kurzem erschienenen „Romantischen Reise im Orient“ zeigte sich Strobl als aktiver Mensch, als Feind des Stubendichters, als einer von denen, die nach absonderlichem Geschehen auch körperlich streben. Als sein neuer Roman mit dem sonderbaren Titel „Cleagabal Kuperus“ bei Georg Müller in München (2 Bände, 1910) erschien, da wußte ich's: nun hat er sein Buch geschrieben, das Buch, das man lesen muß, will man sein innerstes Wesen erkennen, sein Wesen, das der Ausdruck des menschlichen Sehnsens und Suchens unserer Zeit ist. Und ich habe mich nicht getäuscht; das Buch ist kühn, romantisch, bedeutend und nicht letzten Endes aktuell, trotz des dauernden Kunstwertes, den es besitzt.

„Cleagabal Kuperus“ ist der Roman des Menschengeschlechts, der ringenden Lichtsuchergilde, die erdgefesselt den Blick zur Höhe richtet und im Dunkel tiefirrender Erniedrigung den endlichen Sieg reinen Menschentums als sichere

Gewißheit trägt. „Glaube dem Wunder“ steht an Cleagabals Haus, das nächtlich Lichtschein ausfendet in die finstere Niederung der Stadt, in der Bezugs Geldwille herrscht. Bezug erscheint mir als der Bodensaß des Tierrestes in uns, als die tödliche Falle unserer Sehnsucht nach rückwärts; er kauft Länder, Meere und Menschen, um Herr zu sein. Doch Cleagabal wacht, er zieht die Menschheit an unsichtbaren Fäden, er weiß um alles, was geschieht, wie der Turmwächter Palingenius, der uralt ist und das Fortschreiten der Menschheit stets als erster empfand, der fliegen kann. Seit vielen Jahren hat Palingenius, der Cleagabals Freund ist, verstrickt in seine Arbeit den Turm nicht verlassen. Dort haust er mit der holzfüßigen Johanna, die ein Mann ist, und seinem Kinde Regine, in dessen Antlitz die Linien der Angst und Liebe zu keuscher Schönheit zusammenfließen. Regine liebt Adalbert Semilassa, der aus dem Walde kommt und erst als Mann für sich die Welt neu entdeckt und drum ein Dichter ist. Bezug kauft ihn auf, durch seinen Agenten Hainz, der Bezugs zügellose Tochter Elisabeth liebt, die Hecht versprochen ist, wenn er ihrem Vater die geistigen Waffen liefert, um die Menschheit zu unterjochen. Die „Gesellschaft zur Verwertung der Erdoberfläche“ wird gegründet, Bezugs Geld soll ihn zum Herrn der Erde machen, jeder Fußbreit Boden muß ihm gehören, er wird Maschinen bauen, um den Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft zu entfernen, er wird die Atmung der Pflanzen einstellen. Er kauft die Gelehrtenarbeit, die Dichter, alles Können und Erreichen, all den Sieg der Menschenkraft; er vernichtet die Früchte, ohne sie auch nur dem Menschengeschlecht zu zeigen. Das Böse, das Üble, die Menschen Durcheinanderwerfende läßt er durch seine Helfer verbreiten. Professor Zugmeyer, einer der astronomischen Sklaven Bezugs, entdeckt mit Bezugs Instrumenten, auf Bezugs Sternwarte, den Kometen, der der Erde ihr Ende im Zusammenprall bereiten muß. Und er will schweigen. Doch Bezug ist der Herr, er schürt das Entsetzen, die Verzweiflung; der blutige Taumel beginnt, mit Mord und Auflösung der Ordnungsbande. Bezug triumphiert. Wohl hat Hecht, als er aus eigener Kraft ins Dunkel tauchte, höhnlichelnd sein Geheimnis, die Welt zu überwältigen, mit sich genommen, doch nun scheint die Schöpfung selbst Bezugs Pläne durchzuführen. Wieder zerbricht die grausame Hoffnung — der Komet nimmt anderen Kurs, er entfernt sich, die Menschheit ist gerettet. Noch weidet sich Bezug am ausgewählten Entsetzen seiner Knechte, doch die Wogen der wir gewordenen Menschenseele ebbten und, wie die klare Sonne nach rauhem Sturmtag, bricht aufs neue, am Grabe vieler guten Keime, die Hoffnung durch. Bezug ist tot, doch Hainz, sein Nachfolger, lebt, der ein neuer Bezug werden soll, denn es scheint, daß die Menschen eine Faust über und in sich haben müssen, die sie schlägt und die sie küssen, der sie zinsen. Adalbert Semilassa, der Dichter, küßt Regine und sieht die Sterne durch den Weltraum fallen, unzählige, und der große goldene Schatz wird nicht geringer — wie die Liebe, die immer aus neuem Reichtum gibt.

Das ist eine Ahnung vom Geschehen in diesem reichen Buche, das man lesen muß, das überquillt von geschauten und geformten Bildern. Inhalt und Form sind zu einem schönen vollen Akkord verschmolzen. Die Sprache ist leichtflüssig und reich an eigen gesehnen Ausschnitten. Sie geht in einfachem Kleide, bescheiden und vornehm. Stendhal sagt irgendwo, die feinste und richtigste Art sich zu kleiden sei die, so angezogen zu sein, daß man nach dem Fortgehen der Persönlichkeit nicht sei sagen wisse, was sie getragen habe. Das trifft auf Stobls künstlerische Mittel, vor allem die Sprache, zu; wenn man das Buch aus der Hand legt, hat man das Gefühl hohen auserlesenen Genusses, ohne sagen zu können darum, denn und weil. Und damit ist die Kritik am Ende.

Walter von Molo